

Die gefährliche Grenze : Selbsterlebtes

Autor(en): **Hess, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vorsichtig folgen wir seiner Skispur. Sie war auf einmal zu Ende. Eine Längsspalte im Rachen des Gletschers hatte unsern Führer verschlungen. Rasch ein Seil! Man liess mich in die Tiefe. Nur mit Mühe fand ich den Hartzerschlagenen. Aber wir konnten nur eine Leiche bergen. —

Erst nachher habe ich erfahren, dass er ein armer Mann war, Vater von sechs kleinen Kindern. Seine Frau lag just zu der Zeit schwer krank darnieder. Zudem ernährte er als braver Sohn seine betagten Eltern.

Seither lässt mir das Gewissen keine Ruhe. Ich war ja ledig. Warum hatte ich es nicht gewagt? So bin ich schuldig, dass er in den Tod gegangen ist. Wohl habe ich viele Jahre meinen Lohn mit der armen Witwe geteilt. Aber wer weiss, wie sich der tote Kollege mir gegenüber verhält, wenn es einmal zum Sterben geht? — Wird er mich vor dem ewigen Richter anklagen und mir die Himmelstür versperren. — Das war die Höllenfahrt!»

So schloss der Riese und schlug beide Hände vors Gesicht. Da brauste der Zug in die Halle.

Die gefährliche Grenze

Selbsterlebtes von Jakob Hess

Als ich daheim Abschied nahm, um mich im südlichen Landeswinkel von zähem Leiden zu erholen, meinte mein Frauchen, halb ernst, halb im Spasse: «Dein Urlaub ist gar zu kurz bemessen. Könntest du dich nicht vor seinem Ablauf an der Grenze schnappen lassen und derart deine Kurzeit verlängern?»

«Das wäre leicht möglich», bemerkte ich dazu. Wir lachten und dachten nicht an den Teufel, an die Wand gestrichen mit spöttischem Pinsel.

Schon am folgenden Tage meldete sich bei mir ein Abgesandter Luzifers. Beim Abstieg vom Monte Bré verstauchte ich mir die linke «Hinterflosse» und zog als Hinfuss ein in Astano, dem Höhenkurörtchen im Malcantone. In der Pensione della Posta fand ich alles noch unverändert — den unverwüstlichen Vater Schmidhauser, die gegen neunzigjährige Nonna mit der Katze auf dem Schoß und Frieda, den sprechenden Papagei.

Hätte ich nun, gewarnt vom Schicksal, mein Gehwerkzeug wie bräuchlich gepflegt, der Grossmutter Gesellschaft leistend am gemütlichen Kaminfeuer, dann wäre niemand dazu verurteilt, das folgende Geschichtlein zu lesen. Doch ich zählte stets zu den bösen Buben, die um so ungebändiger täubeln, je stärker sie den Zügeldruck spüren. So schloss ich denn nach dem Mittagessen vorsorglich und intelligenterweise den Reisepass im Kasten

ein, damit ich ihn ja nicht verlieren konnte, und hülpte, unbeschwert von Ausweisen, keinem Menschen mein Ziel verratend, der nahen Landesgrenze entgegen.

Das liebliche Astano birgt und sonnt sich in einer Geländefalte, die sich, einem Wallgraben ähnlich, um die waldreiche Südflanke des Monte Rigorio herumzieht. So gelangt man, das stattliche Dorf verlassend, durch ein Wiesentälchen zu einem Seelein, halb versteckt im Kastanienwalde, dessen Edelgestrüpp Alpenrosen darstellen, mit Tausenden von Knospen bewehrt, aus denen im Frühjahr Blütenflammen in weithin leuchtendem Purpur züngeln.

Ein Stück hinter dem kleinen Gewässer flankieren den Fahrweg der Schweizer Zollposten und ein bescheidenes Wirtshäuschen. Nahebei ragt, etwas unscheinbar und deshalb von mir übersehen, der weissgestrichene Grenzstein. Eindrücklicher wirkte ein Drahtverhau, der Zeit des ersten Weltkrieges entstammend, vierfach hintereinander gestaffelt, von Stacheln starrend und schwer verrostet. Ein Holzgatter darin zog mich in die Nähe, ein schmaler Durchschlupf ins weite Italien, leider mit einem Schloss versehen und nur den Einheimischen für den Verkehr von Grenzdorf zu Grenzdorf auf Anruf hin offen. Ohne jede weitere Absicht, als mir das Gelände einzuprägen, setzte ich mich

auf einen Stein, meine saubere Siegfriedkarte entfaltend. Die Landschaft um mich schien menschenleer; nichts regte sich jenseits des Drahtverhaus und um das Grenzerhütchen drüben. Ins Studium der Landkarte vertieft, vergass ich die menschliche Umwelt völlig.

Da fühlte ich mich unvermittelt von hinten her an der Schulter ergriffen und eine heisere Stimme prägte das Schickalsfragewort: «Documento?» Erschrocken aufblickend, gewahrte ich zu jeder Seite von mir einen Grenzer im schmucken Dienstroch der Carabiniere. Doch ich fasste mich rasch, noch immer im Glauben, auf heimischem Schweizerboden zu sitzen, da ich den mächtigen Stacheldrahtzaun als wirkliche Länderscheide ansah. Lachend suchte ich das den beiden Grenzern verständlich zu machen; aber sie erklärten hartnäckig: «Non più Svizzera — qui Regno d'Italia!»

Da keiner des andern Sprache verstand, wurden die Gebärden der Grenzwächter um so eindrucksvoller. Der eine schloss die Pforte auf — um mich zu stellen, hatte man sich geräuschlos durch eine weiter oben befindliche Zaunlücke geschlichen; dann bewogen sie mich mit Worten und Püffen zum Eintritt ins gelobte Land der Orangen- und Zitronenbäume. Der Spass verging mir; der rüde Ernst drohte; der Einfall zur gewaltsamen Flucht blitzte im Augenblick in mir auf; denn ich bin sonst kein sehr fügsamer Gockel; doch ein Blick nach rechts hin liess mich drüben einen dritten Wachtposten erkennen, den Karabiner auf mich gerichtet. Ich wusste nun, Abwehr und Ausreissen konnten zu schweren Folgen führen, ein Schuss ins Bein vor Erreichung der Büsche, welche mich vor Sicht decken konnten, hätte eine durchaus neue, für mich sehr gefährliche Lage geschaffen. Ich hätte wohl nachher in finsterner Zelle wochenlang darüber nachgrübeln können, wie gewaltsames Abwehren staatlichen Zugriffs von fremden Gerichten beurteilt wird.

So folgte ich zähneknirschend den Häschern hinter den rostigen Drahtverhau. Ich hörte, wie das Malschloss im Gatter knackenden Tones zuschnappte. Nun stand ich, ohne Personalausweis, schon am zweiten Tag meines Urlaubs ungewollt drüben im schönen Italien und wurde im Grenzwächterhäuschen von kundigen Fingern rings abgetastet nach meinen verborgenen Besitztümern. Mein Reisegeld in der Geheimtasche auf der Innenseite des Hosenbodens verriet sich durch das verdächtige Knistern der eidgenössischen Bank-

scheine. Abgegriffene Liranoten wären wohl ruhiger geblieben.

In kurzer Zeit lag mein Eigentum auf einem kleinen Häufchen beisammen — ein Bändchen meiner Berggedichte, ein Frage- und Antwortkartenspiel im heimeligen Zürichdeutsch, daran sich die Wächter kopfschüttelnd ergötzten, und das gefährlichste Beweisstück meiner verbrecherischen Absichten — die Siegfriedkarte des Grenzgebietes. Sie vor allem brachte die guten Bewacher der Frontiera auf den genialen Einfall, nicht nur einen harmlosen Grenzüberläufer, sondern — viel schlimmer — molto pericoloso — einen Spion vor sich zu haben, einen englischen natürlich, stand doch Italien im Augenblick im Kriegszustand mit Absinien und half doch das «perfide England» hinterhältig den blutigen Niggern. Ich trug eine Lodenpelerine und eine Tuchkappe mit schottischem Muster, mein Gesicht hatte damals den typischen Ausdruck eines Clanhäuptlings aus den Western Highlands, eines ganz gefährlichen spia inglese, der in die Generalstabkarte, die er so eifrig zu Rate gezogen, die Grenzposten hatte eintragen wollen, um feindliche Einfälle vorzubereiten, woran ihn nur der helle Pflichteifer der Wächter Italiens verhindert hatte. Oh, es gab Bäume mit starken Aesten, die gewiss nicht brechen würden, wenn solch ein verfluchter Gesell daran hing, ein traditore del paese!

Im Rate der Zwei wurde deshalb beschlossen, mich nach Dumenza abzuführen, dem nächsten Grenzdorfe gegen Luino. Ich durfte meine irdischen Güter wieder in meine Taschen stecken und musste vorausgehen auf dem Wege, der, weiter und weiter von der Schweiz weg, ins Innere Italiens zielte. Hinter mir schritt der misstrauische Wächter, die geladene Waffe an meinem Rücken. Wenn das Biest nur nicht zufällig losging!

Der kräftige Bursche mit glattem Gesicht, von der Sonne gebräunt und ausgefüllt von Reis- und Polentaportionen, den Mortadella nicht zu vergessen, besass gewiss nicht mehr Pulver im Hirn als der in der Patrone des Karabiners. Einmal fiel ihm dennoch ein Zweifel an. Er blieb stehen, zog ein Notizbuch hervor und notierte säuberlich auf einem Blatte: tedesco, inglese, svizzero. Dann gab er mir zu verstehen, ich solle das für mich Zutreffende markieren. Dick unterstrich ich Svizzero. Da schüttelte er ungläubig den Kopf, wie einer, den man beschummeln will, der aber auf den Zauber nicht einsteigt, und brummte: «No svizzero!»

Ma inglese!», worauf der Talmarsch fortgesetzt wurde.

Für mich war es ein bitterer Abstieg auf der rauhen Blocksteintreppe des Prozessionsweges von Dumenza, vorbei an den Leidenstationen, aufgestellt für die Gläubigen, die ihre Sünden abbüssen sollten. Hinkend zog ich den geschwollenen Fuss nach, fast froh, als das Carabiniere-Wachthaus inmitten der Häusersteinhaufen erreicht war, ein drohend unfreundliches Gebäude. Nun ging durch finsterkalte Gänge, Treppen hinauf, linksum und rechtsum in dem völlig verwinkelten Bauwerk, bis schliesslich eine Wachtstube sich auftat, mit einfachen Bildern an den Wänden, von denen eines Mussolini als Bersagliere zeigte. Bald lagen meine Siebensachen wieder an einem bescheidenen Häufchen, wie fremdes Diebsgut, auf dem Tisch. Ein behäbiger Unteroffizier, der den Befehl zu führen schien, verfügte über eine gewisse Anzahl französischer Sprachbrocken. Mit ihrer Hilfe gelang es mir, ihn wenigstens davon zu überzeugen, mein Grenzübertritt sei ungewollt und mein Spionentum Phantasiegut. Die mühselige Einvernahme wurde stets wieder unterbrochen durch die Ankunft von Grenzposten, die den Tagesrapport abzuliefern hatten. Während des endlosen Wartens vernahm ich hübschen Gesang aus dem Nebengebäude. Die Mädchen einer katholischen Schule übten ihre frischen Singstimmen. Die Töne schwebten wie Schneekristalle schimmernd herein ins Halbdunkel des Haftraums, zerschmelzend am harten Gerede der Männer, die ihrer gewichtigen Dienstpflicht nachkamen. Irgendwie flossten die Lieder mir Trost ein, verstand ich auch den fremden Text nicht. Ich habe die Mädchen nie gesehen, aber ihre Stimmen klingen zuweilen noch auf in beschaulichen Stunden, wie das Plätschern eines Brunnens im Dunkel.

Endlich drang bei allen meinen Bewachern die vernünftige Ansicht durch, ich könne doch wohl kein Spion sein, da meine Nase zu wenig Schläue und mein unbeholfenes Wesen nicht viel Geschick zum Späher verrate, der wendig und sprachkundig sein sollte, um mit Erfolg arbeiten zu können. Ich sei gewiss einer der Schweizer Dickköpfe, die glaubten, wo sie herumtrampelten, sei auf alle Fälle noch Heimatweide. Da ich höflich blieb bei allem Gefrage, weder tobte, noch Gott verfluchte, nur hin und wieder jämmerlich seufzte, meinen Fuss und das Bäuchlein massierend, kam kein gereiztes Verhältnis auf. Nur wenn ich schwieg,

wurde es ihnen unheimlich und mit überredenden Gesten flehte der Brigadiere mich an: «Parlare signor! Parlare, parlare! Rede doch, Unglückswurm! Mach dich vernehmlich!»

Man beschloss nun, mich als Zivilgefangenen der Gendarmiere zu überantworten. Die nächste Polizeistation befand sich in Runo, einem Dorfe etwa eine halbe Wegstunde vom grösseren Dumenza entfernt.

Zu Dritt zogen wir wieder los, vorne der Unteroffizier und hinter mir wieder der Kurzgewehrträger. Als wir, nach Queren der Talmulde, in der Ortschaft gegenüber eintrafen, kamen die Kinder just aus der Schule, eine wild lärmende Rotte Korah, die uns voller Entzücken umschwärmte. «Ein Spion, ein Spion!» jauchzten Mädchen und Buben, erregt und wichtig auf mich deutend. Ich dachte an meinen eigenen Sprössling, der daheim bei der Mutter weilte. «Sie werden ihn köpfen!» krächte ein Ding mit grossen Augen und flatterndem Schwarzhhaar, mit den Fingerchen rund um den eigenen Hals fahrend. «Balbuasso! Dummerjahn!» gellte ein Knabe. «Nein, er wird erschossen. Bumms! Mit dem Gewehr dort!»

Der Eintritt ins Polizeiwachtklokal setzte dem Kindervergnügen ein Ende. Wieder peinliche Einvernahme — wer mein Vater gewesen, was er getrieben, wie die Mutter, die Grossmutter sich genannt, wann sie geboren, sich verheiratet, gestorben, ob Geschwister da seien und so fort. Mir begann zuletzt der Kopf zu summen. Der Magen knurrte schon eine Weile. Missverständnisse stellten sich ein, die den Gendarm dazu bewogen, im ganzen Nest umfragen zu lassen, ob jemand sich fände, der Deutsch verstehe.

Der Ausgesandte kam denn auch mit einem Bäuerlein angesegelt, das aus verschrumpfeltem Gesicht mich wahrhaft freudestrahlend angrinste: «Ig swansig Jahr in Zurigo saffa. Jetzt wieder da'eim bei Frau und Toggder. Guet Swizzerdütsch! Gern für Sie Dolmetsch magga.» Mit Hilfe dieses Männchens kam das Protokoll schneller zustande. Das Bäuerlein suchte mich zu trösten? «Niggt slimm, lieber 'err. Nur swei bis drei Tag' nach Luino am Lago Maggiore — dann wieder frei und gönne 'eim.»

Aber der Trost verfiel bei mir nicht recht. Was — noch weiter hinein ins fremde Land? Ins Garibaldiloch zu Luino, wo früher schon ein Bekannter von mir im gleichen Fall vierzehn Tage gehungert, bis man es endlich an der Zeit hielt, ihn über

die Grenze zu entlassen. War der Amtsgaul einmal in vollem Trabe, dann liess er sich nicht mehr so leicht aufhalten. Von Luino berichtete man nach Mailand, von dort nach Rom, dem Schweizergesandten, dieser ans Departement nach Bern, jenes an die Behörden in Zürich; dann erst machte der Federfuchs kehrt, um auf gleichem Umweg, doch sehr gemächlich, zum Ausgangspunkt zurückzutragen, wo er, ging's gut, nach zehn Tagen eintraf. Tagelang würde ich auf diese Weise vom Verkehr mit daheim abgeschnitten bleiben. Ich war für die Lieben zu Hause verschwunden, als hätte mich eine Erdspalte verschluckt und sich hinter mir lautlos wieder geschlossen. Als verdächtiger Häftling wäre mir jede Korrespondenz untersagt gewesen.

Aber was tun? Man rüstete schon zum Weitertransport nach Luino hinunter. In Anbetracht meines Hinfusses verlangte ich, wenigstens ein Gefährt gegen Entgelt benutzen zu dürfen; denn mir graute davor, nochmals fast zwei Stunden auf steinigem Strassen forthumpeln zu sollen. Meinem Wunsche wurde freundlicherweise entsprochen. Als ich jedoch vor das Haus trat, erblickte ich dort einen Leiterwagen, mit Brettersitz und ungefedert, mit einem Rösslein davor, dem die Rippen aus der wundgeriebenen Haut stachen. Ich weigerte mich, dieses Jammergefährte zu besteigen und verlangte nun dringend, man möge vorerst nach Luino telephonieren, ob es wirklich unbedingt nötig sei, mich weiterhin in Haft zu behalten. Ich sei übel daran und müsse befürchten, bei mangelnder Pflege noch kränker zu werden.

Zu meinem Glück erwies der Polizeimann sich als durchaus entgegenkommend. Er gab gewiss guten Bericht nach Luino. So entschloss sich der dortige Vorgesetzte, anzunehmen, es handle sich in diesem Fall wirklich nur um den zwar an sich unerlaubten, aber irrtümlich erfolgten Grenzübertritt eines Fremden ohne schlimme Absichten. Zur Strafe für dieses kleine Vergehen habe ich an der gleichen Stelle, wo ich unausgewiesen hereingekommen, das Königreich wieder zu verlassen, unter Geleit durch die Grenzorgane.

Nachdem der behördliche Entscheid für mich so günstig ausgefallen, sah ich um mich nur noch freundlich besorgte und liebenswürdige Gesichter. Der Karren vor dem Hause verschwand und der

arme Gaul kam zu seiner Ruhe. Die Grenzwächter, welche mich hergebracht hatten, nahmen mich wieder in die Mitte und traten mit mir — das Abenddämmern war längst dem nächtlichen Dunkel gewichen — den Rückmarsch nach Dumenza an; aber der dicke Brigadiere, aus dem fernen Neapel stammend, den Asthma beim schnellen Steigen hemmte, bot mir Zigaretten an, und der Gewehrträger hatte die Waffe diesmal über die Schulter gehängt. Er zeigte mir jeden Graben am Wege, damit ich nicht stolpere mit meinem Hinfuss.

In der Grenzerkaserne zu Dumenza dauerte es zwar noch endlos lang, bis der Uebertrittsschein ausgefertigt war. Ins Unermessliche schien sich darnach die Riesensteintreppe hinter dem Dorfe unter meinen Füßen zu dehnen. Wie ein gewaltiger Walfischrückensand stand über uns der Monte Lema. Wenige Sterne nur glitzerten am schwarzen Himmelsgewölbe droben. Scheu zogen Silberschäffchen vorüber. Die düstere Grenz- und Schmugglerwildnis, voller Felshügel und Bergsturzböcke, wirt durchwachsen von Haselbüschen, Birken, Erlen und Stachelginster, überquoll von unheimlicher Romantik. Wie verloren stand auf der kleinen Passhöhe die Wächterhütte mit dem erleuchteten Fenster.

Von dort weg zündete einer der Grenzer mir mit der Petrollampe noch bis zum Grenzstein und verschwand dann nach herzlichem Abschied wie ein Kobold, der sich zum Schluss noch in ein hilfreiches Geistchen verwandelt, damit das Märchen freundlich ende.

Allein gelassen, drückte ich mich lautlos um den Schweizer Zollposten herum, nicht willens, ohne jeden Ausweis — auch der Schweizer Grenzwächter sprach nicht deutsch — noch die Nacht im Wachtlokal zuzubringen, zum zweitenmal von Landsleuten geschnappt.

Eine Stunde vor Mitternacht erschien ich, ein rätselhaft Verlorengegangener, wieder in der «Post» zu Astano, um ein spannendes Erlebnis reicher, human behandelt und unbestohlen, aber müde bis auf die Knochen. Im Traume noch geisterte mir die Oelfunzel des einsamen Grenzerwachthäuschens nach und mahnend erscholl der Ruf: «Documento?»



Foto A. Studer, Straubing

Winterzauber